

# KRITISCHE MISZELLE

## Frauen und Kinder im Zweiten Weltkrieg. Ein Stück „Kirchengeschichte von unten“ im Rückblick

von Margarete Dörr

### I.

Wenn man über das Thema „Kirchen und Drittes Reich“ spricht oder schreibt, dann geht es dabei vor allem um die Frage der Haltung der Institutionen, um das Ausmaß von Anpassung und Widerstand und um die dahinterstehende Theologie. Es gibt auch eine Reihe von biografischen Zeugnissen, deren Autoren anschaulich davon berichten, was ihre Kirche, ihre Pfarrer oder Priester, ihr Glaube ihnen in dieser Zeit bedeutet haben, wie sie ihnen geholfen, sie getröstet, ihnen Orientierung vermittelt haben, wo sie aber auch enttäuscht und im Stich gelassen wurden. In meinen beiden umfangreichen Dokumentationen über Frauen und Kindererfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit<sup>1</sup> sprechen insgesamt fast 1000 Zeitzeugen von diesen Erfahrungen. Die meisten Deutschen damals waren ja noch christlich/kirchlich gebunden.<sup>2</sup> Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil trat aus der Kirche aus und bezeichnete sich als „gottgläubig“. Es ließen sich zu den vielfältigen Erfahrungen

---

Margarete Dörr (geb. 1928), Historikerin, ehem. Professorin für Fachdidaktik an der Universität Stuttgart, vom Deutschen Staatsbürgerinnenverband zur „Frau des Jahres 2000“ gewählt, hat 1998 und 2007 zwei eindrucksvolle und engagierte Werke (siehe Anm. 1) vorgelegt, die sich mit den Kriegserfahrungen (Lebensgeschichten, Kriegsalltag, dem Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Krieg) von Frauen, aber auch Kindern, d. h. der Nachfolgegeneration, befassen. Sie fußen auf einer Auswertung von Tagebüchern, Briefen und insgesamt über 1000 Oral-History-Interviews, verstehen sich als eine „Geschichte von unten“. Die Autorin nimmt in dieser Miszelle die Gelegenheit zu einem Rückblick wahr, in dem sie drei modellhafte Dokumente (Tagebücher zweier Mädchen, Trauerpredigt für Gefallene) präsentiert und mit einem sehr persönlichen Kommentar begleitet. Es geht darin vor allem um heute befremdlich wirkende Verknüpfungen von NS-Ideologie und Christentum.

<sup>1</sup> Margarete Dörr, ‚Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...‘ Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, 3 Bde., Frankfurt–New York 1998 (2008), Bd. 1 mit einem Vorwort von Ute Daniel; dies., ‚Der Krieg hat uns geprägt.‘ Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten, 2 Bde., Frankfurt–New York 2007. Im Folgenden zitiert als „Frauenerfahrungen“ bzw. „Kindererfahrungen“.

<sup>2</sup> 1933 gehörten etwa 95% der deutschen Bevölkerung einer der großen christlichen Kirchen an: 41 Millionen der evangelischen und 21 Millionen der katholischen.

zahlreiche Belege zitieren. Man könnte so ein anschauliche Bild davon gewinnen, wie sich Verhältnis und Verhalten der Kirchen zum nationalsozialistischen Regime in den Lebensgeschichten spiegelt, wie es „unten ankam“. Eine solche allgemeine „Kirchengeschichte von unten“ wäre wünschenswert, würde aber den Rahmen eines Zeitschriftenbeitrags sprengen.

An den Anfang sollen zwei notwendige Vorbemerkungen gestellt werden:

Die erste betrifft die von mir angewendete Methode der Oral History, also der Befragung von Zeitzeugen, die zwar in der Geschichtswissenschaft inzwischen anerkannt ist, aber von vielen immer noch skeptisch beurteilt wird. Kann man denn den Erzählungen – zumal nach so langen Jahren – trauen? Ist nicht jede Lebensgeschichte, die erzählt wird, ein Gedächtnis-Konstrukt und verändert sich mit jedem neuen Bericht und in jeder Lebensphase? Und können denn die Aussagen einer relativ kleinen Gruppe von Menschen irgendwie repräsentativ sein? Zu beiden Fragen und zu Nutzen und Grenzen der Oral History habe ich ausführlich in den Einleitungen zu beiden Werken Stellung genommen.<sup>3</sup> Vor allem aber habe ich die Methode erheblich erweitert, indem ich alle erreichbaren persönlichen Dokumente aus der damaligen Zeit mit herangezogen habe, vor allem Tagebücher, Briefe, Schulhefte, Fotos u. a. Zum zweiten habe ich einen sehr großen Fundus von Material bereitstellen können. Während sich die üblichen Werke zu Oral History mit einem Sample von höchstens 70 bis 80 Interviews zufrieden geben, habe ich im Laufe von 20 Jahren intensiver Recherche mehr als 1000 Zeugnisse sammeln und auswerten können. Schließlich habe ich mich in der Regel nicht mit ein oder zwei „Interviews“ begnügt, sondern bin in weiterem mündlichen oder schriftlichen Kontakt mit meinen Gewährsleuten geblieben. Ich kann also zwar keine statistisch harten Ergebnisse vorlegen, wohl aber begrenzt verallgemeinerbare Befunde, die empirisch ziemlich abgesichert sind. Es handelt sich bei den Dokumentationen auch nicht um eine bloße Ansammlung und Aneinanderreihung von Erinnerungen, sondern um sorgfältig ausgewählte, analysierte und kommentierte Aussagen unter Problem- und Fragestellungen.<sup>4</sup>

<sup>3</sup> Siehe Dörr, *Frauenerfahrungen* (wie Anm. 1), Bd. 1, 15–42 und dies., *Kindererfahrungen*, Bd. 1, 7–25.

<sup>4</sup> „Die Frauenerfahrungen“ gliedern sich in drei Bände: Band 1 enthält 10 unkommentierte repräsentative Biographien. In Band 2 und 3 werden die einschlägigen Aspekte des Kriegsalltags, der Nachkriegsjahre und des Verhältnisses zum Nationalsozialismus und zum Krieg in 21 Kapiteln entfaltet. Die zwei Bände der „Kindererfahrungen“ enthalten 22 Kapitel. So ergibt sich ein Gesamtumfang von 2650 Seiten. Beide Werke fanden ein breites und positives Echo bei Wissenschaftlern und Laien. Dazu nur zwei professionelle Stimmen: zu den „Frauenerfahrungen“ Christel Köhle-Hezinger in *Staatsanzeiger Baden-Württemberg* vom 23.10.2000: „Ein Werk, das seinesgleichen sucht. In einem Umfang und in einer Gründlichkeit, wie sie bis dahin nur von groß angelegten Projekten – etwa bei Lutz Niethammer – praktiziert wurden.“ Hans-Joachim Schröder, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 20 (2007), 316–320: „Dörr ist sich bewusst, dass es eine umfassende Beschreibung im Sinn von Vollständigkeit‘ nicht gibt. Das Quellenmaterial, auf das sie zurückgreifen kann, ist aber so umfangreich und so ergiebig, dass die stets prekäre Differenz zwischen dem Besonderen (Individuellen) und Allgemeinen (Gesellschaftlichen) oftmals im Sinne eines vorsichtigen, abwägenden Verallgemeinerns ausgeglichen werden kann. Sie will nicht das Stimmengewirr, das Sammelsurium der Einzelstimmen, wie beispielsweise Walter Kempowski es in dem literarisch kommentierenden Werk ‚Das Echolot‘ präsentiert. Sie lässt

Die zweite Vorbemerkung: Es gibt inzwischen eine fast unermessliche Fülle von Autobiographien und Sammlungen autobiographischer Zeugnisse, aber keine auch nur annähernd vergleichbare Publikation zu den Erfahrungen von Frauen und Kindern im und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Deshalb wäre es müßig, hier auch nur den Versuch einer Literaturübersicht zu geben. An Problemfeldern wurden seither vor allem Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung, Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, Kriegstraumatisierungen und Nachwirkungen bis in die dritte und vierte Generation bearbeitet, z.T. auch interdisziplinär und in breit angelegten Forschungsvorhaben. Die erwachsenen Frauen der Erlebnisgeneration sind zum größten Teil nicht mehr am Leben. Sie können also nicht mehr authentisch Zeugnis ablegen, sondern nur noch mit den Augen ihrer Töchter und Enkel gesehen werden.<sup>5</sup> Die Kinder und die Nachwachsenden stehen deshalb jetzt im Fokus des Interesses. Besonders hervorzuheben ist dabei das Projekt der Studiengruppe „Kinder des Weltkrieges“ am Kulturwissenschaftlichen Institut des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen.<sup>6</sup>

## II.

In den folgenden Ausführungen werden aus der Thematik – „Wie erlebten Frauen ihre Kirchen im Zweiten Weltkrieg? Was haben sie ihnen persönlich bedeutet und gegeben oder auch vorenthalten?“ – nur zwei Schwerpunkte herausgegriffen, die besonders gut belegt werden können, in denen aber auch typische Ambivalenzen sichtbar werden. Beide Beispiele betreffen die evangelische Kirche.<sup>7</sup> Erstens: Wie erlebte und lebte eine junge Pfarrerstochter ihre Zugehörigkeit zur evangelischen Gemeinde und zur Hitlerjugend? Zweitens: Wie erlebten die Frau und die Kinder eines Gefallenen einen Trauergottesdienst? Die Beispiele können als repräsentativ gelten, weil sie für viele stehen, die gleichzeitig Jung- oder BdM-Mädel und Mitglieder in einem kirchlichen Jugendkreis waren, denn seit 1936 war die Hitlerjugend Staatsjugend und seit spätestens 1939 war die Mitgliedschaft für alle Zehn- bis Achtzehnjährigen absolute Pflicht. Dass es einigen gelang, sich durch alle möglichen Tricks zu drücken, fällt dagegen nicht ins Gewicht. Ebenso üblich waren die Trauerfeiern für Gefallene. In diesen beiden Fällen sind auch die Quellen ganz unverdächtig

---

den Einzelstimmen ihr volles Recht, stellt sie aber stets neben vergleichbare Stimmen, bündelt Ähnliches, so dass kollektive Erinnerungsmuster sichtbar werden [...]“ Weitere Rezensionen von Ludger Tewes, in: *Das historisch-politische Buch* 48 (2000), 376f.; Kim M. Carpenter, in: *Journal of Social History* 34 (2003), 721ff.; Lu Seegers: Rezension zu: Dörr, Margarete: *„Der Krieg hat uns geprägt“*. *Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten*. Frankfurt am Main 2007, in: *H-Soz-u-Kult*, 31.07.2008, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2008-3-070>>.

<sup>5</sup> Z. B. Marlene Zinken (Hg.), *Der unverstellte Blick. Unsere Mütter (aus)gezeichnet durch die Zeit 1939 bis 1958. Töchter erinnern sich*, Leverkusen–Opladen 2007.

<sup>6</sup> Kwi-nrw. Als Mitglieder und Herausgeber einer Reihe von einschlägigen Veröffentlichungen sind zu nennen: Hans-Heino Ewers (Frankfurt), Insa Fooker (Siegen), Gereon Heuft (Münster), Jana Mikota (Essen), Harmut Radebold (Kassel), Jürgen Reulecke (Gießen) und Jürgen Zinnecker (Essen/Siegen).

<sup>7</sup> Ähnlich auch in der katholischen Kirche. Dafür ist beispielhaft und aussagekräftig. Christel Beilmann: *„Eine katholische Jugend in Gottes und im Dritten Reich. Briefe, Berichte, Gedrucktes 1930–45, Kommentare 1988/89“*, Wuppertal 1989.

und nicht durch spätere Erinnerungen überformt und möglicherweise retuschiert. Das Mädchen Gertraud L., Jahrgang 1928, hat seit Kriegsbeginn regelmäßig Tagebuch geführt, auch ihre Schulhefte mit den Deutsch-Aufsätzen aufbewahrt und ihre Vorbereitungen für den Jungmädeldienst (sie war Führerin) sorgfältig protokolliert. Die Kriegerwitwe Gertrud L. (\*1910) hat einen ausführlichen Bericht über den Trauergottesdienst ihres gefallenen Mannes bald nach dieser Feier verfasst und ihn mir zur Verfügung gestellt. Ich habe überdies zahlreiche ähnliche Berichte und Tagebücher junger Mädchen gelesen<sup>8</sup> und auch in den vielen Gesprächen nachgefragt. Es handelt sich nicht um Zeugnisse von Außenseiterinnen.

### 1. Gertraud L. (\* 1928)<sup>9</sup>

„Das Mädchen, das mir da aus diesem Tagebuch entgegenkommt, mag ich nicht,“ – das sagt die inzwischen 82 Jahre alt gewordene Gertraud L. Wir werden sehen, warum. Sie hat von Januar 1940 an über die ganze Kriegs- und Nachkriegszeit Tagebuch geführt. Damals lebte sie in Ludwigsburg/Würt. Ihr Vater war Pfarrer im Reisedienst der evangelischen Landeskirche.

Zwischen Februar 1940 und April 1943 ist das Tagebuch ausgefüllt mit Eintragungen über Schule, Lehrer, Ferienerlebnisse, über „*Rein bleiben und reif werden*“ (dieses Walter-Flex-Zitat wird in Großbuchstaben hervorgehoben). Von Politik und Krieg ist kaum die Rede. Sie mussten zwar ab und zu in den Luftschutzkeller, aber Bomben fielen zunächst nicht. Zweimal werden Kohlenferien erwähnt, auch dass der Bruder Soldat wurde (1942) notiert sie ohne weitere Besorgnis. Nur der Geschichtsunterricht, für den sich Gertraud von Anfang an begeisterte, findet seinen Niederschlag im Tagebuch mit eigenen Gedichten über die Germanen und vor allem über Friedrich den Großen. Vom Jungmädeldienst schreibt sie nichts, nur von einem Bannsportfest, bei dem sie erfolgreich mitwirkte, und dass sie kurz vor Schuljahrsende im Sommer 1942 in die FA Schar (Führerinnen-Anwärterinnen-Schar) aufgenommen wurde. Sie betrachtet das als Auszeichnung. Es geht weiter mit guten Vorsätzen für das nächste Schuljahr, mit Gedichten, Stimmungsbildern, Schwärmerien für Friedrich den Großen, aber auch Berichten von Todesangst im Luftschutzkeller, von ihren (sehr guten) Schulzeugnissen, mädchenhaften „Verliebtheiten“, Lektüreindrücken. Dazwischen der traurige Bericht über den Tod des Vaters, der bei einem Bombenangriff auf der Dienstreise ums Leben kam. Das Tagbuch ist voll von selbstkritischen und selbstquälerischen Gedanken, pubertären Ausbrüchen. Gertraud wurde dann vom 6. Juli 1944 bis zum 20. März 1945 Führerin der Jungmädelspielschar in Ludwigsburg. Sie hatte ursprünglich nur eine Schar (etwa 15 Mädchen) geleitet, die aber nie zu eigenen Veranstaltungen zusammenkam; die

<sup>8</sup> Tagebuchschreiben war unter Mädchen der bürgerlichen Schicht damals verbreitet. Erstaunlich ist die Sprachbeherrschung der damals eher noch kindlichen Schreiberinnen. An den Eintragungen wurde nichts verbessert.

<sup>9</sup> Es können hier nur einige wenige Auszüge präsentiert werden. Ausführlicher, auch über die Deutsch-Aufsätze und die Dienstvorbereitungen vgl. Dörr, Frauenerfahrungen (wie Anm. 1), Bd. 2, 270–296.

Spielschar hatte immer gemeinsam Dienst. Die bis dahin amtierende Spielscharführerin musste aus privaten Gründen ausscheiden und bat sie freundschaftlich, ihre Nachfolge zu übernehmen. Eine offizielle Ernennung zur Scharführerin fand nie statt. Sie bekam nicht einmal eine grüne Schnur, wie sie Scharführerinnen am Halsknoten trugen, geschweige denn die grün-weiße einer Gruppenführerin, obwohl die Spielschar mit mehr als 60 Mädchen sich fast der Größe einer Gruppe annäherte. Es blieb zu ihrem Kummer bei der rot-weißen der Scharführerin. Vor dem wöchentlichen Dienst hatte sie Angst, sie fühlte sich immer nicht „pfundig“ genug. Die Bombenbedrohung nahm zu. Hier die drei letzten Eintragungen:

„Dienstag, den 26. Februar 1945, Ludwigsburg, Nr. 24: Meine Handschrift hat sich seit dem letzten Mal wieder ziemlich verändert. Ich habe heute meine Bibellese nicht gelesen. Ich bin heute etwas weiter von Christus und brauche Ihn doch nötiger als je. In Ludwigsburg wird die freiwillige Evakuierung vorbereitet. Das erste Stichwort ist somit heraus. Beim zweiten (nächsten) sollen Frauen und Kinder aus der Stadt heraus. Stuttgart ist als Festung erklärt worden. Wir haben heute von  $\frac{1}{2}$  12 bis  $\frac{1}{2}$  6 gepackt, aber nicht zum Fortgehen. Wo sollen wir hin? Es ist alles so unwahrscheinlich, wir bekommen die Wahrheit nicht gesagt. Das kann und wird nicht das Ende von Deutschland sein:

„Eh der Fremde dir/ Deine Krone raubt,/ Deutschland, fallen wir/ Haupt bei Haupt.“<sup>10</sup>

„Montag, den 9. März 1945, Ludwigsburg, Nr. 25: Ich schrieb hier hinein: Deutschland stirbt nicht! – Aber es stirbt doch – es hat ja so viele Totengräber. Die Feinde sind nahe unserer Stadt. Und unser Leben wird doch nicht romanhaft, es bleibt alltäglich, nur schwerer. Wir konnten bis zuletzt Gottes Wort hören; als wir neulich in der Kirche waren, fielen Bomben. Ich schreibe abgerissen. Unsere Zeit ist zerrissen. Man kann nicht den rechten Ausdruck dafür finden, wie sie ist. Die meisten Worte sind so abgegriffen. Aber sie will einem Frieden und Besinnung rauben. Der Mensch ist eine Kreatur geworden, die am Wahnsinn nahe das Leben halten will, und lebt doch nicht mehr richtig. Während ich diese wenigen Reihen schrieb, donnerte dreimal Artillerie und Flak so stark, dass um ein kleines die Fensterscheiben geborsten wären. Eben sogar das vierte Mal. Es kostet einen viel Nervenkraft, aber auch viel Glaubenskraft. Ich merke, wie bei mir die Furcht vor dem Tode in dem Maße abnimmt, in dem Christus in meinem Leben zunimmt. Aber ich kann es nicht fassen, dass Deutschland sterben soll. Das Deutschland, wo Luther lebte und wirkte, das Deutschland Friedrichs des Großen, das Deutschland Bismarcks, das Deutschland Adolf Hitlers. Jawohl, trotz des tausendfachen Nein, das Deutschland Adolf Hitlers. Man, vielmehr ich, kann das Sterben in seiner ganzen Tragweite für unsere Generation und für mein Leben noch nicht ermessen. Es ist zu erschütternd, um es verstehen zu können. Wer soll denn die Kultur der Welt tragen [...]. Noch sitze ich frei an eigenem Tische auf freiem Boden. Morgen schon vielleicht sind wir Knechte, Sklaven vielleicht von Schwarzen. Und nie mehr werden wir singen dürfen: ‚Deutschland, Deutschland, über alles, aber alles in der Welt.‘ Aber sie sollen uns nicht unterkriegen. Sie können uns besiegen, aber niemals überwinden, sie können uns Gewalt antun, aber niemals Geisteszwang. Wir bleiben frei. Innerlich wollen wir ihnen überlegen sein – himmelhoch! Im Können und im Charakter, dann wird Deutschland niemals sterben! Ich bitte Gott aus tiefstem Herzen: Mache mich zu einem innerlich freien, klaren Menschen. Was ich äußerlich bin, ist egal. Ich werde lernen in nächster Zeit, soviel ich kann. Viel können und viel sein, das ist jetzt der wichtigste Dienst, den wir unserem Volk erweisen können. Aber wir können es nicht aus eigener Kraft, immer und überall brauchen wir Christus. Darum bete ich: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.“<sup>11</sup>

In ihrem letzten Eintrag vor der Kapitulation fasst Gertraud L. den Inhalt einer Bibelstunde zusammen. Ein junger Pfarrer, der in Ludwigsburg im Lazarett war (er

<sup>10</sup> Vgl. Dörr, Frauenerfahrungen (wie Anm. 1), Bd. 1, 283f.

<sup>11</sup> Vgl. Dörr, Frauenerfahrungen (wie Anm. 1), 284f.

hatte aber schon Ausgang), hielt regelmäßig einen Mädchenbibelkreis ab, an dem fast die ganze Klasse von Gertraud L. freiwillig teilnahm. gleichzeitig besuchte sie auch den wöchentlichen kirchlichen Mädchenbibelkreis. Zusätzlich war sie Kindergottesdiensthelferin und sang im Kirchenchor.

Die ersten Eintragungen nach Kriegsende beziehen sich nicht auf den Zusammenbruch, sondern enthalten wieder nur ganz private Erlebnisse und Stimmungen. Nur ein Eintrag blickt zurück:

„Mittwoch, den 25. Juli 1945: (...) So ist es, ganz anders, als ich mir das Leben nach dem Zusammenbruch vorgestellt habe. Ich lerne, spiele Orgel, arbeite zu Hause. so vergeht ein Tag nach dem anderen. Mir kommt der Liedervers in den Sinn: ‚Ein Tag, der sagt’s dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit. O Ewigkeit, du schöne, mein Herz an dich gewöhne. Mein Heim ist nicht von dieser Zeit.‘<sup>12</sup>

Eine Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte und mit ihrer eigenen Geschichte findet in den Tagebüchern nicht statt. Ein „innerlich klarer, freier Mensch“, wie sie es sich wünschte? Sie ist offenbar das Gegenteil davon gewesen. Beseelt von dem tiefen und ehrlichen Wunsch, ein gläubiges Leben zu führen, dabei, hitlergläubig „bis zum Tod“ und über den Tod hinaus. Es stellt sich die Frage: Wo blieb die klare Orientierung? Bekam sie denn gar keine Signale vom Elternhaus, in ihren Bibelkreisen, von ihren Pfarrern?

Eigentlich hätte sie wissen müssen, wie ihre Eltern standen. In ihrem ersten Tagebucheintrag, knapp zwölfjährig, schreibt sie:<sup>13</sup>

„Obersitz, den 12. Februar 1940: Ich möchte heute etwas hier hereinschreiben, worüber ich mich mit keinem Menschen aussprechen kann, weil ich nur ein Kind bin. Bei Erwachsenen haben ja Kinder überhaupt nichts mitzureden. Gestern war nämlich Herr Brandt (*ein junger Prediger, sozusagen „Ziehsohn“ ihres Vaters*) bei uns, und sie besprachen zusammen, ob Herr Brandt in die Partei eintreten soll oder nicht. Herr Brandt und Papi haben sich entschlossen, dass man freiwillig nicht in die Partei eintreten soll, weil, wie sie meinten, die Partei gegen das Christentum arbeitet. Herr Brandt meint, dass er als entschiedener Christ nicht in eine Organisation eintreten könne, die gegen das Christentum ist. Und aus Nützlichkeitsgründen, weil ein SA- und SS-Mann bessere Stellen und überhaupt alles besser hat als ein anderer, möchte Herr Brandt auf keinen Fall eintreten. Aber dann möchte ich noch fragen: Warum ist er dann überhaupt nach Deutschland gekommen? Wenn er nicht in die Partei eintritt, dann sagt er sich vom deutschen Staat und damit vom deutschen Volke los. Und warum ist er nach Deutschland gekommen, wenn er kein Deutscher ist? Warum? Aus Nützlichkeitsgründen. Weil er hofft, dass er hier eine Zukunft hat. Und da in Lettland hat ein Deutscher ja gar keine Zukunft. Herr Brandt meint, ins Militär würde er gleich gehen, weil es Pflicht ist. Ja. Ins Militär müssen auch schließlich solche, die keine Deutschen sind, hinein. Aber in der Partei beweist es sich gerade, ob man ein guter Deutscher ist. Und wer ein guter Deutscher ist, der braucht kein Christusgegner zu sein, ein guter Deutscher kann auch ein guter Christ sein. Z. B. Hindenburg war auch mit Herz und Hand ein Deutscher und auch ein wahrer Christ. Und außerdem kann Herr Brandt ja auch in der Partei bleiben, wer er ist. Das kann ihm keiner verbieten.“<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Vgl. Dörr, Frauenerfahrungen (wie Anm. 1), 286.

<sup>13</sup> Die Familie war nach ihrer Umsiedlung aus dem Baltikum im Herbst 1939 in den sogenannten Warthegau gekommen, in die eben von den Deutschen besetzte ehemalige Provinz Posen. Dort bekamen sie in einem Pfarrhaus ein einziges Zimmer zugewiesen, in dem sich das ganze Familienleben abspielte, auch Besuche empfangen wurden und die Kinder die Gespräche der Erwachsenen mithörten.

<sup>14</sup> Tagebuch in Privatbesitz.

Gertraud lässt sich von ihrem Vater nicht beeindruckt. Er hat auch später nichts gegen ihre Führerinnentätigkeit gesagt. Erst in der Rückschau ist ihr und ihrer Schwester klar geworden, wie sehr er das Ende des Krieges herbeisehnte, wie todtraurig er war, als das Attentat am 20. Juli 1944 fehlschlug, ohne dass er darüber sprach. Und die Mutter? Hier erinnern sich beide Schwestern, dass sie im Wohnzimmer saß und „Mein Kampf las“ und dass sie sagte: „Was Hitler hier mit den Juden vorhat, das ist Sünde!“ Sie sagte, „vorhat“, sie wusste wohl nicht, dass er das tatsächlich ausführte. Die Schwestern erinnern sich auch, dass sie ihre Mutter warnten, sie solle das nicht in der Öffentlichkeit äußern. Also sie wussten schon, dass man das nicht sagen durfte, aber sie stießen sich nicht sehr daran. Auch das Schicksal der Juden bekümmerte sie nicht, zumal sie keine Juden kannten und auch niemand mit dem gelben Stern zu Gesicht bekamen. Einmal hatte Gertraud ein Schlüsselerlebnis. Als Führerin musste sie zu einer NS-Schulung. Und sie erinnert sich, wie ein Parteiredner zwei Bücher in der Hand hochhielt und sagte; „Dieses Judenbuch (*er hatte die Bibel in der linken Hand*) wird untergehen, und dieses Buch (*er hielt „Mein Kampf“ in der rechten Hand hoch*) wird ewig bleiben.“ „Da sagte es in mir Nein!“ erinnert sie sich, „Aber ich sagte dieses Nein nicht laut.“

Sie musste die nach dem Endsieg geplante Christenverfolgung nicht am eigenen Leibe miterleben. Im Gegenteil: Ihr Frommsein und ihre Begeisterung für Hitler vertrugen sich ganz gut. Es ging offenbar alles zusammen: Gottesdienst, Bibelkreis, Kirchenchor und Spielschardienst. So war jeder Abend und waren viele Nachmittage belegt, entweder von der Kirche oder der Hitlerjugend, und überall war sie mit Eifer dabei. Nirgends erhielt sie eine klare Weisung: Du kannst nicht beides sein, Führerin von Jungmädeln und Kindergottesdiensthelferin bei Kindern in der Kirche. Nirgends in all diesen Kreisen, so weit ich sehe, war diese Unvereinbarkeit ein Thema, wurde überhaupt über „Politik“ gesprochen, wurde am Sinn des Krieges gezweifelt. Immer wurde für „Führer, Volk und Vaterland“ gebetet. Heute sagt die Autorin: „Ich habe in einer verlogenen, phrasenhaften, schizophrenen Welt gelebt, deshalb kann ich das Mädchen, das aus den Tagebüchern spricht, nicht leiden.“ Aber war sie ganz alleine daran schuld?

Es gibt zahlreiche ganz ähnliche Tagebücher, auch wenn sie nicht so überspannt sein mögen wie das von Gertraud L. Eher nüchtern, aber auch ganz bezeichnend für den aufgezeigten Widerspruch, sei aus dem Tagebuch der um zwei Jahre jüngeren Ilse J. zitiert. Im Abstand von nur einer Woche kurz vor Kriegsende fand ihre Konfirmation und ihre Verpflichtung statt, d. h. sie wurde feierlich als Jungmädlein in die Hitlerjugend aufgenommen.<sup>15</sup>

„30. März 1945: Endlich war der 18. März 1945, und damit der Tag meiner Konfirmation herbeigekommen. Es war ein strahlender Sonntagmorgen, aber das war ein wenig gefährlich wegen den Fliegern. Um ¾ 8 Uhr sollten wir bei Gärtner B., der gegenüber der Auferstehungskirche wohnt, sein, denn dort wurde[n] uns die Sträußchen angesteckt. Wir waren 11 Jungen und 10 Mädchen...Kaum waren alle versammelt, kam auch schon öffentliche Luftwarnung. Aber das kümmerte uns nicht weiter. Frau Stadtpfarrer F. kam nun auch und brachte die Sträußchen mit: Maiglöckchen für die Mädchen und Schneeglöckchen für die Jungen. Als dann

<sup>15</sup> Abgedruckt in Dörr, ‚Der Krieg hat uns geprägt.‘ (wie Anm. 1), 26ff., hier: gekürzt und leicht umgestellt.

die Glocke läutete, setzte sich der ganze Zug in Bewegung zur Kirche. Es sah sehr feierlich aus, wir Mädels alle in schwarzen Kleidern, trotz des Krieges, und die meisten Jungen in dunklen Anzügen. Ich hatte ein schwarzes Taftkleid an mit kleinen weißen Ecken als Krägelchen [...]. Dann saßen wir bald alle auf unseren Plätzen: Die Jungen auf der rechten Seite bei der Orgel, wir waren auf der linken Seite. Und nun begann die Feier. Zuerst sangen Gemeinde und Konfirmanden ein Lied, dann der Kirchenchor. Nach dem kamen sogleich unsere Fragen, denn drei musste jedes hersagen. Zum Glück blieb keines stecken. Nun sang wieder der Chor, und dann kam das Schönste und Feierlichste, die Einsegnung. Immer zwei und zwei gingen wir zum Altar hinaus, zuerst die Jungen dann wir...Wie klopfte mir das Herz, als ich die Stufen zum Altar hinaufschritt. Der Pfarrer verlas die Namen. Jedes gab ihm die Hand, dann knieten wir nieder, und er legte uns die Hand auf den Kopf und segnete uns. Nachdem wir aufgestanden waren, las er meinen Denkspruch. Er heißt: ‚Gott der Herr ist Sonne und Schild; der Herr gibt Gnade und Ehre. Er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen (Psalm 84, Vers 12). Er ist dein Schatz, dein Erb und Teil, dein Glanz und Freudenlicht, dein Schirm und Schild, dein Hilf und Heil, schafft Rat und lässt dich nicht.‘ Das gefällt mir sehr gut, und der Spruch passt für mich. Denn so denke ich mir Gott, wie es in dem Liedervers heißt [...].“

Die Verpflichtung (*Eintrag unter Datum wie oben*) am Sonntag, den 25. März:

„Am Sonntagmorgen waren alle pünktlich da, natürlich in Uniform. Es war auch schon Voralarm gekommen, doch trotzdem war der Saal ganz mit Menschen gefüllt. Die Feier verlief planmäßig, doch wurden wir einige Male durch Tieflieger, die auch Bomben warfen, gestört [...]. Die BDM- und HJ-Spielschar sang das Lied: ‚Nichts kann uns rauben [...].‘<sup>16</sup> Zwischen- durch lasen einige Mädels und Jungen Aussprüche des Führers usw. vor. Danach kam die Ansprache des Ortsgruppenleiters[...]. Zur Verpflichtung musste jedes einzeln vor den Ortsgruppenleiter treten, ihm die rechte Hand reichen und mit der linken die Fahne berühren. Danach bekamen wir die Gedenkblätter. Zum Schluss wurde ‚Deutschland, Deutschland, über alles‘ und ‚Die Fahne hoch‘ gesungen. Dann strömte alles nach Hause, denn die Flieger warfen von neuem Bomben. Von nun an gehöre ich also zum BDM. Dienst hatten wir noch keinen, auch die Schule ist geschlossen, denn die Amerikaner können ja jeden Tag zu uns kommen.“

Kaum einen Monat später rückten die Franzosen in die Stadt ein. – Bis zum Ende lebten die Kinder und Heranwachsenden und viele Erwachsene in diesem Widerspruch: Sie lebten in der Kirche die Frömmigkeit und hielten gleichzeitig an Hitler und dem Regime fest.<sup>17</sup>

## 2. Wie tröstete die Kirche die Angehörigen von Gefallenen? Gertraud L. (\*1910) schildert einen Trauergottesdienst.<sup>18</sup>

„Die Nachricht vom Tode meines Mannes kam am 25.4.1944. Am 3.5. 1944 haben wir die Trauerfeier in der Kirche in Tiegenhof gehabt. Bis auf den letzten Platz war die Kirche gefüllt mit Trauergästen, denn mein lieber Mann war sehr beliebt bei allen, und wir hatten viel Kundschaft. Auch zu weniger Reichen und zu den Armen, zu allen hatten wir ein gutes Verhältnis. Pfarrer Kurowski, der uns vor acht Jahren getraut hatte, hielt die Predigt, wohl eine sehr gute, denn alles schluchzte und weinte, aber ich war starr und konnte nicht mehr weinen.“

<sup>16</sup> Gertraud L. leitete den Chor. Der Text des Liedes lautet: ‚Nichts kann uns rauben/ Liebe und Glauben/ Zu unserm Land./ Es zu erhalten/ Und zu gestalten./sind wir gesandt.// Mögen wir sterben./ unseren Erben bleibt dann die Pflicht./ es zu erhalten/ und zu gestalten./ Deutschland stirbt nicht.“

<sup>17</sup> Bis zu welchem Grade die einzelnen, besonders die schon Größeren und vor allem die Erwachsenen, in und mit diesem Widerspruch lebten und zurechtkamen, geht über diesen Beitrag hinaus, wird aber in den Büchern immer wieder aufgegriffen.

<sup>18</sup> Zitiert nach Dörr, ‚Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...‘ (wie Anm. 1), Bd. 2, 219ff.



Der Pfarrer brachte die Worte: ‚Man muss sich fragen, gibt es einen Herrgott, der es zulässt, dass einer so jungen Frau der liebende Mann genommen wird und vier Kinder den Vater verlieren?‘ Aber dann kamen die tröstenden Worte: ‚Gott legt uns nicht mehr auf, als wir tragen können.‘ Der Kirchendiener hatte die Kirche schön geschmückt mit Lorbeerbäumen, davor eine Gewehrpyramide mit Stahlhelm. Meine Verwandten, Pachen, die Schwiegermutter, die Geschwister, die Schwägerin Selma, alle kamen noch zu mir in die Wohnung. Aber alle waren wir traurig. Meine Jungen, Erika war schon im Bettchen, waren auch an der Kaffeetafel. Mein kleiner Manfred war immer sehr fröhlich und ein Schelm. Ihm gefiel diese traurige Gesellschaft nicht, er sagte dann, und dabei fasste er Tante Selma am Arm: ‚Wir wollen doch mal schunkeln oder Alle meine Entchen singen!‘ Er wollte uns etwas erheitern, und trotz aller Traurigkeit kam ein müdes Lächeln auf. Manni hat dann so lustig sein Entenliedchen mit sehr viel Mimik vorgebracht. Ja, meine lieben Kinder haben ihren Vater nur kurze Zeit haben dürfen. Und mein Leben musste ich nun auch anders gestalten. Ich musste meinen Kindern Mutter und Vater sein.“

Aufschlussreich ist, woran die Autorin sich vor allem erinnert, was ihre damalige seelische Erstarrung tröstlich durchdrang. Die Anteilnahme des ‚gesamten Ortes‘, ein Beweis für das Ansehen der Familie und die Beliebtheit des Mannes. In der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche konnte sie dies so konzentriert erfahren wie sonst nirgends. Derselbe Pfarrer, der sie getraut und wohl auch ihre Kinder getauft hatte und so nicht nur eine respektierte geistliche Autorität, sondern ein Vertrauter der Familie war, hielt die Predigt. Sie unterstellt, dass er sehr gut predigte; seine Worte hatten wohl schon immer großes Gewicht für sie. Aber von der ganzen Predigt fielen nur zwei Kernsätze in ihr Herz: Die Frage nach dem Gott, der so etwas zulassen konnte, die wohl ihre eigene verzweifelte Frage war, aber dann auch die Antwort, die ein direktes Eingehen auf die Rätselfrage der Theodizee umgeht, statt dessen eine praktische Handlungsanleitung gibt: „Gott legt uns nicht mehr auf, als wir tragen können.“ Im Ertragen des undurchdringlichen Ratschlusses Gottes und im Vertrauen, dass gerade diese Last einem von Gott persönlich zugemessen ist, liegt die Bewährung für den Christen. Die Trauern wird gleichsam gezähmt, indem ihr ein zwar unbegreiflicher, aber göttlicher Sinn unterlegt wird.

Gertrud L. erinnert sich auch an die geschmückte Kirche ziemlich genau: Lorbeerbäume, wie sie zu ganz besonders feierlichen Anlässen, freudigen und traurigen, aufgestellt werden, als Zeichen der Ehrung. Sie bilden die Kulisse für die Gewehrpyramide mit Stahlhelm. Nicht der Mensch wird geehrt, sondern der Soldat, der Held. Sein Sterben auf dem Schlachtfeld wird von der Kirche sanktioniert, kann also nicht ganz sinnlos gewesen sein.

Gertrud L. hat die Trauerpredigt nicht in ihrem vollen Inhalt behalten. Deshalb sei eine typische Predigt im Wortlaut wiedergegeben. Sie galt dem Bruder von Berte B., die später auch noch ihren Mann verlieren sollte. Es war eine nicht unübliche, freundliche Geste, eine Abschrift der Predigt den Angehörigen zu überreichen.

### 3. Aus dem Tagebuch von Berte B. (\*1917): Gedächtnisdienst von Karl K. (ohne Datum)<sup>19</sup>

Text: Matth. 5, Vers 4: ‚Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.‘

Liebe Leidtragende! Unser Volk steht in einem Krieg von unvorstellbaren Ausmaßen und unvorstellbaren Folgen. Es ist in der Tat ein Krieg auf Leben und Tod. Große Anforderungen stellt er an unser Volk. Das Schwerste, das er fordert, das ist das Opfer des Lebens. Die Opfer, die gebracht werden, erfordern Leid, namenloses Leid von denen, die davon betroffen werden. Diesem Leid kann sich niemand entziehen. Schicksalhaft bricht es über uns herein. Wer persönlich noch nicht davon getroffen ist, trägt am Leid der andere mit. Wahre Volksgemeinschaft zeigt sich auch darin, dass alle anderen Glieder mitleiden, wenn ein Glied leidet. Gern möchte man jedem die Hand reichen, um sein tiefempfundenenes Beileid zum Ausdruck zu bringen. Letzten Endes muss aber jeder sein Leid selbst tragen. Dieses Tragen kann sehr schwer werden. Deshalb stellen wir uns unter das Heilandswort: ‚Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.‘ Ich glaube, dass es ganz im Sinne Jesu ist, wenn wir dabei den Nachdruck auf das Wort „tragen“ legen. Damit ist uns gesagt, dass das Leid eine Last ist, die getragen werden muss. Entziehen können wir uns ihr nicht. Es kommt nur darauf an, wie wir sie tragen.

Wenn uns plötzlich ein lieber Sohn oder Bruder mitten aus der Blüte seines Lebens gerissen wird, dann werden wir leicht zum Widerspruch gereizt. Wir können Gott nicht mehr verstehen. Oder wir zwingen uns zur Ruhe. Wir versuchen, ruhig und gelassen uns in das Unabänderliche zu schicken. Doch wie wir es auch unternehmen mögen, damit fertigzuwerden, so empfinden wir dabei nur das Bittere und stehen in Gefahr, verbittert zu werden.

Im Sinne Jesu das Leid tragen heißt: Über sein Leid nicht hadern, sonder es mit Gott tragen. Darin liegt unser Trost; denn über die, die ihr Leid tragen, spricht Jesus, sie sollen getröstet werden. Worin dieser Trost für den Einzelnen besteht, können wir nicht sagen. Gott weiß jeden Menschen auf seine Weise zu trösten. So gibt es mancherlei Trostmittel. Er schenkt uns Kraft zur Arbeit und schenkt uns Lust und Liebe zur Arbeit. Das hilft uns über vieles hinweg. Damit verlieren wir uns nicht in unfruchtbarem Schmerz. Ein Trost ist es auch, auf das Leid anderer zu sehen. Dabei brauchen wir heute nicht weit zu gehen oder lange zu suchen. Es sind ja nicht mehr nur Vereinzelte, deren Blut geflossen ist. Es ist bereits ein großer Strom, in den das Blut des einzelnen eingemündet ist. Viele tragen ihr Kreuz dahin.

Wenn wir auch zu diesem und anderem Trost greifen dürfen, so ist dies noch nicht das Letzte und Beste. Im Sinne Jesu Leid tragen, heißt seinen Kummer in Gebete wandeln. Das Leid, das wir als Gebet zu Gott schicken, fällt irgendwie als Segen in unser Leben zurück. Es gibt stille und einsame Stunden, die uns schwer werden. Wir können müde sein von des Tages Last und Hitze, aber im Innersten fehlt uns die Ruhe. Wir spüren das, was der Psalm in dem Wort zum Ausdruck bringt: ‚Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?‘ Da ist der Herr für uns wegweisend, der spricht: ‚Schließ die Tür hinter dir zu und bete zu deinem Vater im verborgenen!‘ Man könnte ein Heer von Zeugen aufrufen, die schon Leid zu tragen hatten und die darin ihren Trost und Frieden fanden.

Wenn Gott tröstet, dann stillt er den Sturm nicht gleich, sondern dann erhält er uns im Sturm. Er führt uns mit seinem Trösten nicht aus dem Leid zur Leidlosigkeit, sondern gibt Kraft zum Tragen. Diese Kraft ist dort am stärksten, wo die Gewissheit ist, die, die uns genommen sind, sind nicht vergangen und verloren, sie ruhen in Gott. Ganz richtig wurde einmal gesagt: Der Tod hat keine Hände, d. h. der Tod kann niemand für sich behalten. Er muss seine Beute dem geben, der die Auferstehung und das Leben ist.

Nun verstehen wir vielleicht etwas davon, was Jesus sagt: ‚Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.‘ Es ist nicht gleichgültig, ob wir im Leiden getröstet werden oder

<sup>19</sup> Zitiert in Dörr, Frauenerfahrungen (wie Anm. 1), Bd. 2, 221f.

ohne Trost dastehen. Den Christentrost hat ein Soldat nach schwerer Schlacht in diesem Krieg zusammengefasst, mit dem wir schließen wollen:

Alle, die gefallen in Meer und Land,/ sind gefallen in deine Hand./ Alle, die kämpfen im weiten Feld,/ Sind auf deine Gnade gestellt./ Alle, die weinen in dunkler Nacht,/ sind von deiner Gnade bewacht./ Amen.“

Die Grundfigur, die wir schon bei Gertrud L., antrafen und die für beliebige Todesfälle anwendbar ist, nämlich die fromme Ergebung in den Ratschluss Gottes, wird in dieser Predigt ausgestaltet für den speziellen Kriegstod in der speziellen historischen Situation. Die Einleitung nimmt die nationalsozialistische Interpretation des Krieges auf: „Ein Krieg auf Leben und Tod“ (= „Um Sein oder Nichtsein unseres Volkes“, wie es Hitler und Goebbels oftmals formulierten). In diesem „Schicksalskampf“ ist kein Opfer zu groß, auch nicht das Opfer des Lebens. Die von den Nationalsozialisten so häufig beschworene Volksgemeinschaft kann sich in der „Volksgemeinschaft des Leidens“ erst ganz bewähren. Umstandslos wird die berühmte Seligpreisung Jesu als Predigttext gewählt, ohne zu fragen, ob diese Seligpreisung auch für ein Leid gilt, das man möglicherweise selbst mit verursacht hat. Mag der „einfache Pfarrer“ an den „uns aufgezwungenen Schicksalskampf unseres Volkes“ geglaubt haben, die Kirchenleitungen, von denen ja auch der einfache Pfarrer Handreichung und Ausrichtung für seine Trauerpredigten erhielt, wussten es besser.

Indem die Leidtragenden des Krieges in einen Zustand der Selig-zu-Preisenden erhoben werden, kann dieser Krieg sogar als Quelle des Segens interpretiert werden. Das rechte Tragen des Leides erweist sich in der Gottergebenheit. Das Trostmittel Arbeit ist ein altbewährtes, noch recht profanes. Der Ratschlag, auf das Leid anderer zu sehen, ist in diesem Zusammenhang makaber. Kann der „Strom von Blut“ wirklich eine Quelle des Trostes sein? Dass „einer sich am Leid des anderen tröstete“, wurde allerdings auch von den von mir interviewten Frauen oft erwähnt. Das beste Mittel aber ist das Gebet, womit der leidtragende Mensch wieder an die Gemeinde der Gläubigen („ein Heer von Zeugen“) und damit auch an die Kirche zurückgebunden wird. Und diese kann ja im Namen Gottes das ewige Leben verheißen.

So kann schließlich das Sterben in diesem Krieg verklärt werden zu einem „Heimholen in Gottes Hand“. Der Vers, mit dem die Predigt schließt und den „ein Soldat nach schwerer Schlacht“ verfasst hat, könnte genau so in einer NS-Totenfeier gebraucht worden sein. Ähnlich Versionen waren den Frauen bekannt. Anneliese K. (1923) erinnert sich an „die Sprüche da“ und zitiert: „Die da fallen, fallen Gott ans Herz. Von oben ist das gekommen.“ Der Sinn dieses Krieges wurde in keiner der mir zugänglich gemachten Trauerpredigten, auch nur in Andeutungen, angezweifelt.

### III.

Es stellt sich zuletzt die Frage, welche Orientierung die Kirche den Kindern und Jugendlichen im Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg gegeben hat, welchen Trost sie den Gläubigen in ihrer Trauer um die Gefallenen angeboten hat. Die Antworten sind zutiefst ambivalent: Die Kirche war neben dem Elternhaus und der Schule die wichtigste Sozialisationsinstanz. In ihren Gottesdiensten und Jugend-

organisationen wurden die jungen Menschen im christlichen Glauben erzogen und fanden darin eine geistliche Heimat. So wurde einerseits ein Gegengewicht, ja eine Art Sprengsatz, eingebaut gegen die völlige Vereinnahmung durch das NS-Gedankengut. Es gelang der Hitlerjugend keine völlige Gleichschaltung. Aber eine klare Entscheidung wurde andererseits nicht verlangt, nicht einmal von den Führerinnen. Sie konnten beides sein, kirchengläubig und führergläubig. Es konnte sein, dass sie Erlebnisse hatten, die ihnen den Riss zwischen den beiden Bindungen vor Augen führten, wie Gertraud L. auf jener NS-Schulung, aber zur Zerreißprobe kam es nicht, höchstens zu einer zeitweiligen Irritation. Die Vereinbarkeit von Christentum und Nationalsozialismus wurde nach dem von mir ausgewerteten Material von keiner der Autoritäten ernsthaft angezweifelt, die Frage wurde gar nicht gestellt, das Verhältnis wurde in der Schwebelage gehalten.

Durch die Trauergottesdienste und die Trauerpredigten fühlten sich viele Frauen und Angehörige getröstet. Das Kriegsleid konnte so für viele gelindert werden und die Betroffenen empfingen dankbar jeden geistlichen Trost. Aber der Krieg selbst, zumal dieser Krieg, dessen verbrecherischer Charakter zum mindesten der Kirchenleitung nicht verborgen bleiben konnte, wurde nicht in Frage gestellt, er empfing eine geistliche Überhöhung, wurde geradezu „geheiligt“. Es wurde auch nicht deutlich gemacht, dass Kriege nicht etwas „von Gott Geschicktes“ und daher „zu Akzeptierendes“ sind, sondern dass sie von Menschen gemacht werden und Menschen dafür die Verantwortung tragen. Und dass jedes Mal auch die Frage nach der möglichen eigenen Verantwortung dafür zu stellen ist. Dies lag außerhalb des Horizonts der damals betroffenen Menschen, besonders der Frauen: die eigene Verwicklung in das ganze System, das eigene Mitläufertum, der eigene Opportunismus, der mögliche eigene Beitrag zu seinem Funktionieren, blieben bei den von mir untersuchten Personen völlig ausgeblendet und dies z. T. bis heute. Die Rolle der Kirchen bei der Aufarbeitung dieser Vergangenheit wäre indes ein weiteres Thema für eine „Kirchengeschichte von unten“.

Diese Überlegungen sollten zu einer tieferen theologischen und kirchenpolitischen Besinnung über die heutige politische Einstellung der Kirchen führen, zu einer klaren Haltung, wenn Menschenrechte verletzt werden, und zu einer klaren Haltung zum Krieg.